

B E (T) H E

M O T H

*That corpse you planted last year in your garden,
Has it begun to sprout? Will it bloom this year?
Or has the sudden frost disturbed its bed?
Oh keep the Dog far hence, that's friend to men,
Or with his nails he'll dig it up again*

(The waste land, T. S. Eliot)

„Mir ist unbegreiflich, weshalb du nicht atmen willst“, flüsterte Valentin hinaus in die dunkle Nacht. „Sieh doch, überall ist Luft, die sich nach deinen Lungenflügeln sehnt.“ Er wusste, dass sie ihn nicht hören konnte. Natürlich nicht. Er stand hier oben auf dem Balkon, eine glimmende Zigarette zwischen den Fingern, und sie lag daheim in ihrem Bett, vermutlich begraben unter dem schweißnassen Körper eines Hurensohns.

Nachdenklich sah er hinauf zu den Sternen, die sich heute hinter den Wolken versteckten, und sehnte sich nach dem vergangenen Sommer. Fragmente davon hingen noch in seinen zerzausten Haaren. „*Du riechst nach Sonne*“, hatte sie manchmal gesagt, es aber nie so gemeint. Niemand wusste, wie die Sonne roch, und sie am allerwenigsten, denn sie liebte die Nacht und hasste das Taggestirn. Was sie am Firmament brennen sah, war immer nur ihre eigene Seele.

Er genehmigte sich einen letzten Zug und schnippte den Kippenstummel dann über die rostige Brüstung. Wie ein Glühwürmchen, dachte er kurz, aber schüttelte dann den Kopf. Woher wollte er das wissen? Alle Glühwürmchen, die er in seinem Leben gesehen hatte, trugen den Lungenkrebs in ihren Tabakleibern.

Das Handy in seiner Hosentasche vibrierte. Er seufzte schwer. Ihre Anrufe lagen in weiter, weiter Vergangenheit. Niemand, mit dem es sich zu sprechen lohnte, käme auf die Idee, zu dieser späten Stunde seine Nummer zu wählen. Und trotzdem erbarmte er sich, nach dem Smartphone zu angeln. *Unbekannte Nummer*, stand auf dem Display, nackte Resignation in seinen Augen. Prismaesk brach sich das Mondlicht im Bildschirm, und der Riss, der von links nach rechts verlief, schnitt dem Mann im Mond die Kehle durch.

Valentin nahm den Anruf an.

„Hallo?“, fragte er.

Rauschen. Ein Knistern aus weiter Ferne, und so etwas wie ein leises Atmen. Vielleicht bildete er es sich aber auch bloß ein.

„Hallo?“, fragte er abermals und trat einen Schritt vor, in der Hoffnung, dieser bedeutungslose Ortswechsel könne den Empfang verbessern.

Das Knistern wurde lauter, eine Windböe warf ihm die Haare ins Gesicht. Das letzte Licht im Nachbarhaus erlosch, irgendwo in der Ferne bellte ein Hund. Es war kalt, bitterkalt.

„Hör zu“, raunte er ins Telefon, „ich bin es leid, endlos leid. Wenn du gehen willst, dann geh, wenn du sterben willst, dann stirb. Doch lass mich in ...“

„Komm her“, schnitt ihm eine brüchige Stimme das Wort ab. „Ich bin am Bahnhof, so wie damals, in einer Stunde.“

„Was? Aber ...“

Das Gespräch brach ab. Dreimaliges Piepen, dann war Valentin wieder allein mit dem Klang seines eigenen Atems. Ihre Worte hallten in seinem Schädel nach. Es gab keinen Zweifel, er erkannte die Stimme unter tausenden. Warum heute, warum jetzt? Er hustete und sein Speichel schmeckte nach Rauch. Die Wolken am Himmel waren noch immer die selben, doch die Welt war eine andere. *Am Bahnhof, so wie damals.* Er wusste genau, wovon sie sprach, und trotzdem verstand er nichts. Rein gar nichts.

Er betätigte die Wahlwiederholung, doch es erklang kein Freizeichen. Der aufgekommene Wind rüttelte an den Fensterläden des Nachbarhauses, vereinzelte Regentropfen stahlen sich in die Kälte der Nacht.

In einer Stunde. Die Zeit war knapp bemessen.

Er trat durch die Schiebetür in seine Wohnung und tastete nach dem Lichtschalter. Als er ihn fand, spuckte die Deckenlampe knisternd ihr fahles Licht ins Wohnzimmer. Eine verirrt Motte flatterte begierig um die Glühbirne und ihr übergroßer Schatten malte wankende Gestalten an die weißen Wände. Valentin zog die Tür hinter sich zu. Stille umgab ihn, durchbrochen vom Ticken der Uhr an der Wand. Zwei Zeiger standen im Zenit, und jener, der die Sekunden zählte, zog eilig seine Runden.

Auf dem Wohnzimmertisch stand noch immer die Müslischüssel von heute Morgen. Ihm wurde schmerzlich bewusst, dass er seitdem nichts mehr gegessen hatte, und es grummelte in seinem Magen. Er hatte keine Zeit. Keine Zeit zum Essen, keine Zeit, keine Zeit. Bis zum besagten Bahnhof war es weit, er musste den nächsten Zug bekommen.

Im Vorbeigehen fischte er einen Apfel aus dem Obstkorb. Er fühlte sich unnatürlich warm und weich an, und als Valentin ihn in der Hand drehte, streichelte ein dünner Flaum aus Schimmel seine Finger. Würmer hatten sich durch das Fruchtfleisch genagt und das Kerngehäuse freigelegt. *So ähnlich muss es in meiner Seele auch aussehen*, philosophierte er, bevor er den Apfel in den Müll warf.

Er pflückte die Winterjacke vom Garderobenhaken und schlüpfte in ein ausgelatschtes Paar Schuhe. Das leise *Tock, Tock, Tock* der Motte, die sich emsig gegen die Glühbirne warf, erinnerte ihn daran, das Licht zu löschen. Seinen Schlüsselbund fand er blind, dann trat er hinaus in den ausgekühlten Hausflur. Seine Schritte hallten, als er die Stufen hinabstieg, und noch viel lauter hallten die stummen Erinnerungen, die sich in seinem Kopf überschlugen. So kalt wie das metallene Geländer, an das er sich krallte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, so kalt war auch der letzte Blick gewesen, den sie ihm zugeworfen hatte. Damals war er bis in den Keller hinabgestiegen, in den Keller ihrer Seele, und sie hatte ihm Einblicke gewährt, die mit jedem Schritt dunkler wurden. Stufe um Stufe um Stufe, bis es irgendwann keine Stufen mehr gegeben hatte, sondern nur noch den Abgrund. Verzweifelt hatte er tröstende Worte hineingeworfen, aber deren Aufprall nie gehört.

Begleitet vom Knistern der Neonröhren an der Decke erreichte er das Erdgeschoss. Graffiti an den weißen Wänden erinnerten an die Sprayerbande, die sich vor ein paar Wochen Zutritt zum Treppenhaus verschafft und ihre bedeutungslosen Signaturen hinterlassen hatte. Die Farbe blätterte bereits ab, denn letztlich war auch Zerstörung vergänglich.

Valentin zog den Reißverschluss der Winterjacke zu, bevor er die Tür öffnete. Hinter dem Milchglasfenster empfing ihn der Wind, der Gesang der Nacht, die Welt der Heimatlosen. Die unzähligen künstlichen Lichter, die hilflos durch die Straßen irrten, wurden reflektiert und tausendfach gebrochen von den Pfützen auf dem Gehweg, irgendwo hinter den grauen Fassaden schliefen die Menschen und träumten vom Leben oder vom Tod.

Er stemmte sich gegen den Wind und fand den Weg zum Bahnhof blind. Zu oft war er ihn gegangen, zu oft in einen Zug gestiegen, von dem er hoffte, er würde ihn an ein Ziel bringen. Doch jedes Mal, wenn er ausstieg, stellte er fest, dass es doch bloß wieder ein bedeutungsloser Zwischenhalt war.

Das Handy in der Tasche seiner Jogginghose schwieg. Kein eingehender Anruf mehr, keine SMS, nichts. Die Worte, die sie gesprochen hatte, verblassten bereits. Er musste sie gut festhalten, damit der Wind sie nicht davontrug. *(Die Narben auf ihren Armen verblassten bereits. Hätte er sie besser festgehalten, vielleicht hätte der Wind sie nicht davongetragen.)* Ein Auto jagte vorüber, eine aufgeschreckte Katze huschte in den Schutz des nächsten Schattens. Dann war es wieder still. So still, dass alle Tage dieser Welt sich in Kreisen drehten.

Vor ihm lag die dunkle Unterführung, in der dann und wann ein Junkie verendete. Die verlorenen Seelen stapelten sich bis unter die Decke, und als Valentin sie durchquerte, wechselte die Ampel an der nahegelegenen Kreuzung ihre Farben, sodass in den Plastikspritzen am Boden kein grünes Gift mehr schwappte, sondern rotes Blut. An der gegenüberliegenden Wand saß ein Obdachloser, der den nächtlichen Besucher durch seine trüben Augen musterte.

Er beschleunigte seine Schritte, bis zur nächsten Straßenlaterne war es nicht mehr weit. Hier unten war es kalt und der Beton schrie sich die Seele aus dem Leib.

„Behemoth ist zurück!“, rief der Obdachlose ihm nach.

Valentin blieb nicht stehen und sah auch nicht über die Schulter. Er tat, als hätte er es überhört, und als sich das nächtliche Firmament endlich wieder über ihn schob, atmete er erleichtert auf.

Der Bahnsteig, den er kurz darauf erreichte, lag verlassen. Die Schienen schimmerten feucht vom Nieselregen und die digitale Anzeige nahe des gläsernen Wartehäuschens verriet, dass der nächste Zug in wenigen Sekunden einfahren würde. Die Windböen wurden noch einmal kräftiger.

Gespentisch beugten sich die Bäume, die ihr Laub noch nicht abgeworfen hatten, vornüber, und ein paar kahle Birken ächzten wie unter Schmerzen. In der Ferne waren Stimmen zu hören, die rasch näher kamen. Die Worte, die sie sprachen, waren unverständlich und glichen einem Donnergrollen.

Kieselsteine knirschten unter schweren Schritten, im nahegelegenen Wäldchen schrie ein Kauz. Valentin fröstelte.

Am Dunkel des Bahnhofsgebäudes vorbei schoben sich drei vom Licht einer Laterne in die Länge gezogene Schatten. Erst die ovalen Köpfe, dann die Hälse. Ein hohles Lachen erklang.

Die Schienen begannen zu vibrieren. Valentin sah über die Schulter und kniff geblendet vom Leuchten der Scheinwerfer die Augen zusammen. Mit kreischenden Rädern bremste der Zug ab, unter dem eisernen Koloss stoben Funken. Metall stemmte sich gegen Metall, und für die Dauer einiger Herzschläge war die Welt erfüllt von Lärm und grellem Licht. Dann hielt die Bahn inne, als wäre sie der Atemzug eines Sterbenden. Die Türen öffneten sich im selben Maße, wie der Tod die Augen schloss, und das Anschwellen von den Schläuchen und Kabeln der Hydraulik war das umgekehrte Äquivalent zum Erschlaffen der Muskulatur zum Zeitpunkt des Herzstillstands.

Er stieg ein, verließ die Kälte der Nacht zugunsten des flimmernden Lichts, und ließ sich auf dem nächstbesten Sitz am Fenster nieder.

„*Behemoth ist zurück*“, erinnerte er sich an die Worte des Obdachlosen, die ihn äußerlich unberührt gelassen, aber innerlich durchdrungen hatten.

„*Solange der Mond scheint, haben unsere Nächte eine Farbe*“, erinnerte er sich an seine eigenen Worte. Auch in ihren dunkelsten Tagen war er nicht müde geworden, diesen Satz zu wiederholen. Sie sollte ihn verinnerlichen, verstehen, für immer wie einen Schutzschild vor sich tragen. Heute war es fraglich, ob sie sich daran überhaupt noch erinnerte, und als er aus dem Fenster hinaus in den schwarzen Himmel sah, begriff er, dass er auch selbst nie daran geglaubt hatte. Nächte sind schwarz und kalt und lang. Im besten Fall enden sie irgendwann, doch manche bleiben für immer.

Jemand schlug mit der Faust gegen die Plexiglasscheibe. Valentin zuckte erschrocken zusammen und rückte hastig vom Fenster ab.

Drei Gestalten standen auf dem Bahnsteig, ihre dämonischen Fratzen starrten ihn an und mit blutigen Händen schienen sie ihn zu verhöhnen. Der größte von ihnen, eine Erscheinung mit langen, zotteligen Haaren, einer deformierten Nase und Augen, die aus den Höhlen quollen, schlug abermals gegen die Scheibe, diesmal mit der flachen Hand. Schlieren aus Blut blieben zurück, und außerdem ein feiner Riss. Gedämpft war das Lachen der Gestalten zu vernehmen, unmenschlich und schrill, wie wahnsinnig. Der zweite rief irgendetwas Unverständliches, gestikulierte dabei und riss den viel zu großen Mund weit auf, um seine nadelspitzen Zähne zu präsentieren. Der letzte, er stand etwas abseits, sah Valentin durchdringend in die Augen. Seine geplatzten Adern hoben sich rot und leuchtend von den Augäpfeln ab und aus seiner gebrochenen Nase strömte Blut, das Lippen und Kinn im Licht der Laterne glänzen ließ. Hass lag in seinem Blick, regelrechte Verachtung, und reiner Irrsinn.

Abermals ein ohrenbetäubender Schlag gegen die Scheibe. Das Blut verwischte in Schlieren, rann

am Glas hinab und versickerte im Nirgendwo. Der Zug rollte an. In wildem Schreien und Toben blieben die Gestalten am Bahnsteig zurück, während am Fenster erst Häuser, dann Bäume vorüberauschten. Das Blut am Glas zog lautlos seine Bahnen, erst zaghaft, dann schneller werdend, bis es in parallelen Linien in entgegengesetzter Fahrtrichtung rann wie horizontale Tränen. Valentins Herz raste. Er verdrehte den Kopf, doch der Bahnhof war längst außer Sichtweite. Noch während eine sonore Stimme den nächsten Halt ankündigte, begann Valentin an seinem eigenen Verstand zu zweifeln. Behemoth. Die drei Gestalten. Gab es einen Zusammenhang?

Zischend öffneten und schlossen sich die Zugtüren. Ein gebrechlicher Mann stieg ein, der sich mit krummem Rücken und unter sichtlichen Mühen bis zum nächsten Sitz schleppte und dort niederließ. Sein Atem ging rasselnd und keuchend, während er seine beige Baskenmütze richtete. Er hängte seinen zusammengeklappten Regenschirm über die Armlehne, stützte sich schwer darauf und beugte sich in den Gang. An Valentin blieb sein Blick hängen. Er verengte seine milchigen Augen zu Schlitzern, musterte ihn eindringend. Drei, vier schweigende Sekunden verstrichen. Dann wandte er sich kopfschüttelnd ab und widmete sich einem dünnen Büchlein, das seine knöchigen Finger zitternd vor seine Augen hoben. „T. S. Eliot – The waste land“ stand darauf geschrieben und Valentin konnte sich nicht erinnern, von diesem Titel jemals etwas gehört zu haben. Vielmehr fragte er sich aber auch, wie er den missbilligenden Blick interpretieren sollte, den der alte Mann ihm zugeworfen hatte. Da war nichts Auffälliges an ihm, nichts Verurteilenswertes. Er sah an sich herab und erschrak. An seiner Winterjacke haftete Blut, das am wasserabweisenden Stoff abperlte und sich in einer Falte sammelte. Mit den sanften Erschütterungen, die durch den Zug gingen, schwappte es gelegentlich auf und ab, warf kleine Wellen wie ein minimalistisches rotes Meer. Woher mochte es stammen? Valentin sah sich suchend um und fand doch keine plausible Begründung. Erst als er sich über die spröden Lippen leckte und den metallischen Geschmack bemerkte, wurde ihm gewahr, dass das Blut aus seiner Nase lief. Hastig wischte er es mit dem Handrücken ab, wühlte in seiner Hosentasche nach einem Taschentuch, doch wurde nicht fündig. Er sprang auf und durchquerte das Abteil. Durch die plötzliche Bewegung verstärkte sich der Blutfluss. Er hinterließ eine Spur aus roten Tropfen auf dem Boden, bevor er die Toilettentür erreichte. Beide Hände hielt er sich unter die Nase, um weitere Verschmutzungen zu vermeiden, und stieß die Tür mit dem Ellenbogen auf. Sein Abbild im Spiegel grinste ihn höhnisch an. Das Gesicht war blutverschmiert, die roten Abdrücke seiner Finger hafteten auf den Wangen, und die Lippen glänzten wie bemalt. Er ließ die kleine Pfütze, die sich in seinen Händen gesammelt hatte, ins Waschbecken tropfen, betätigte den Wasserhahn und wusch das warme Rot erst von seinen Fingern, dann allmählich aus dem Gesicht. Es strömte kein weiteres Blut nach. Fluchend versuchte er, die Flecken aus der Jacke zu reiben, doch der Stoff zeigte sich widerspenstig. Die tiefsten Rückstände wollten auch unter größten Bemühungen nicht mehr verschwinden und er beschloss, die Reinigung

auf einen späteren Zeitpunkt zu vertagen.

Die sonore Stimme kündigte den nächsten Halt an. Jenen Bahnhof, an dem er aussteigen musste. Er sah auf die Uhr. Pünktlich. Vier Minuten verblieben noch, bis die einstündige Frist, die sie ihm gesetzt hatte, verstrichen war.

Mit dem Daumen und ein bisschen Spucke wischte er das letzte bisschen Rot von seiner Wange, dann verließ er die Toilette und stellte sich an die Tür. Häuser, hinter deren Fenstern längst keine Lichter mehr brannten, wechselten sich mit Gärten, Straßen und leeren Plätzen ab. Keine Menschenseele weit und breit. Das kleine Dorf lag verlassen. Natürlich. Die Welt schlief. Wach waren nur diejenigen, die verzweifelt liebten oder verzweifelt hassten. Eine Parallelgesellschaft, die einem ganz eigenen Wachrhythmus nachhing. Denn im Reich der Träume regierte der Alb.

Die Fahrt verlangsamte sich, die Welt wurde deutlicher und ihre Konturen weniger verschwommen. Im diffusen Licht einer Laterne wechselte eine Katze die Straßenseite, vielleicht auf der Jagd nach einer Maus, vielleicht auf der Jagd nach mehr. Obwohl sie wenig Angriffsfläche boten, verfang sich der Wind in den kahlen Bäumen, die hie und da wie Mahnmale aus dem Boden ragten, und ließ ihre Kronen gespenstisch schaukeln.

Urpötzlich überkam Valentin ein seltsames Gefühl. Eine ungewohnte Kälte, obwohl das Herz in seiner Brust vor Aufregung wild pochte, und eine Gänsehaut, die sich wie ein ungebetener Gast unter seine Winterjacke schlich. Er spähte in das Abteil, aus dem er gekommen war.

Der alte Mann beugte sich aus seinem Sitz weit in den Gang hinein, verdrehte den Kopf unnatürlich und starrte ihn aus leeren Augen an. Als sich ihre Blicke trafen, blinzelte er einmal, und eine dünne Membran schien sich über seine Iriden zu legen, die alles Licht verschluckte. Die Deckenbeleuchtung flackerte. Der Mann grinste sein zahnloses Grinsen und seine Augen flammten rot auf.

Hastig sah Valentin wieder aus dem Fenster. Der Bahnsteig schälte sich aus dem Dunkel, der Zug passierte Laterne um Laterne. Wie Streichhölzer rauschten sie vorüber, die nur für die Dauer weniger Atemzüge brannten, bis ihre hölzernen Leiber gänzlich zu Asche zerfielen. Noch stachen ihre glühenden Köpfe der Nacht emsig Löcher in den Bauch, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis sie erloschen.

Der Zug kam zum Stehen. Mit einem leisen Zischen wurde die Türverriegelung freigegeben. Dort draußen lag die Welt in Sternen, drinnen lag die Welt im Sterben.

Valentin betätigte den grün blinkenden Knopf. Die Tür glitt auf.

Ein letztes Mal sah er über die Schulter und erschrak. Der alte Mann hatte sich aus seinem Sitz erhoben, streckte die Arme nach links und rechts von sich und glotzte mit so wildem Blick, dass die trüben Augen aus den Höhlen zu fallen drohten.

„Behemoth ist zurück!“, krächte er mit heiserer Stimme. Aus seinem zahnlosen Maul troff Speichel.

Dann erloschen die Lichter im Waggon.

Mit rasendem Puls sprang Valentin aus dem Abteil. Dumpf und hohl klackten seine Schuhsohlen auf den Bahnsteig, für den Bruchteil einer Sekunde herrschte beängstigende Stille, dann zerriss das schrille Piepen der Türverriegelung die Nacht. Zischend schloss der Zug seinen Schlund und hinter den Fenstern des Waggons flammten die Lichter wieder auf. Vom alten Mann jedoch war nichts zu sehen.

Der Zug fuhr ab. Erst leise klagend, dann stöhnend, dann brüllend, und schließlich verschwanden seine Rücklichter zum leisen Gesang der vibrierenden Schienen am Horizont.

Valentin blieb allein zurück. Die Worte des Alten hallten in seinem Schädel nach, durchdringend und bedeutungsschwer. Wieder war dieser Name gefallen. *Behemoth*. Was hatte es damit auf sich? „*Wenn du meine Welt bist und ich dein Universum, so ist der Mond unser kleinster gemeinsamer Nenner*“, erinnerte er sich an ihre Worte, die sie ihm so oft ins Ohr geflüstert hatte. Damals hatte er nur das große, offensichtliche Bild gesehen, das sie damit malte. Die Tatsache, dass der Mond das erste rational erreichbare Ziel war, wenn der Mensch das Universum besuchte. Der Mond als Verbindungsglied zwischen der Erde und dem Universum, der Mond als Dreh- und Angelpunkt zauberhafter Liebespoetik. Heute jedoch sah er mehr. Nicht nur das Bild, sondern auch das, was darunter lag. Die Leinwand gewissermaßen, die Leinwand, die sie zuvor aus Gedankenfäden gewebt hatte. *Der Mond ist unser kleinster gemeinsamer Nenner*. Näher würden sich Erde und Universum nie kommen, zwischen ihnen würde immer der Mond stehen, und wenn er es eines Tages nicht mehr tat, dann nur deshalb, weil die Erde nicht mehr existierte. Ein bedrückender Gedanke.

Sein Blick wanderte suchend umher. Zu viele Erinnerungen verband er mit diesem Ort. Der Bahnsteig, auf dem sie sich erstmals zaghaft umarmt hatten. Der zweckmäßige Unterstand, an dessen Plexiglaswand er sie wenig später gedrückt hatte, mit pochendem Herzen und ihrem warmen Atem auf den Lippen. Der erste Kuss, auf den tausend weitere folgen sollten. Zwei Körper, die einander näher waren, als es der Erde und dem Universum jemals gelingen konnte. Und die alte Metallbank, auf der sie sich weinend in den Armen gelegen hatten. Stundenlang, während Wolken und Fahrgäste kamen und gingen, der Bahnsteig sich füllte und leerte, Sekunden und Jahrtausende verstrichen.

„*Du raubst mir den Atem, Tag um Tag*“, hatte sie gesagt, gelächelt und geschluchzt, „*und ich liebe es, doch ich werde an dir ersticken. Und du an mir. Wenn ich bleibe, sind wir dem Untergang geweiht.*“

„*Das ist der einzige Untergang, den ich spüren möchte*“, hatte er geantwortet.

„*Das könnte ich mir nie verzeihen. Ich will nicht mehr atmen. Doch ich will, dass du atmest.*“

Sie war aufgestanden, in den einfahrenden Zug gestiegen und verschwunden. Und jetzt hingen ihre

Worte in der Luft, als hätten sie den Bahnhof nie verlassen, als hätten sie hier gewartet. Valentin hörte jedes einzelne sehr deutlich, ganz so, als hätte sie es eben erst gesprochen.

Trotzdem war heute alles anders. Die Nacht trug keine bekannten Farben in sich, und auch ihre Düfte muteten fremdartig an. Als käme sie nicht von dieser Welt. Als hätte sich eine außerirdische Dunkelheit in die irdische Atmosphäre verirrt.

Er ging ein paar Schritte. Bis zum Bahnhofsgebäude. Die langen Schatten der Vergangenheit begleiteten ihn, holten auf und fielen wieder zurück. Er zückte sein Feuerzeug. Vielleicht war es hilfreich, sie anzuzünden. Brennende Erinnerungen schrien mitunter in den betörendsten Klangfarben, und noch dazu spendeten sie auf diese Weise ein letztes Mal Wärme.

Stattdessen fiel sein Blick auf das Schild mit der Aufschrift *Rauchfreier Bahnhof*. Er schnaubte verächtlich und liebäugelte mit dem Gedanken, sich schon allein aus Prinzip eine Zigarette anzuzünden, doch verwarf dieses Vorhaben wieder. Seine Lunge seufzte erleichtert auf und erlaubte ihm einen tiefen Atemzug, der nach Winter schmeckte. Und nach Nacht.

Und. Nach. Ihr.

„Danke, dass du gekommen bist.“

Seine Nackenhärchen stellten sich auf.

Ihre Stimme. Der Klang ihrer Worte. Jede Silbe von solcher Erhabenheit, als hätte der Sand der Zeit sie geschliffen. Wie ein Diamant, fluoreszierend und phosphoreszierend. Zur Musik ihrer Stimme stürzten sich jenseits der dunklen Winterwolken Engel in die Abyssos.

Er erstarrte in seiner Bewegung. Die Nacht war wie eingefroren. Selbst sein Herzschlag, der bis eben noch Blut durch seine Adern gepumpt hatte, kam zum Erliegen. Alles war still.

Unendlich langsam drehte er sich herum. Eine Glasscherbe knirschte unter seiner Fußsohle. Ihr Duft erfüllte seine Lunge, jenes Parfum, das seit jeher fester Bestandteil ihrer Aura war. Er atmete tief ein, inhalierte den Geruch. Längst verblasste Bilder erlangten in seiner Erinnerung neue Farbe.

Das Mädchen, das ihm gegenüberstand, in diffuses Laternenlicht getaucht, war jemand anderes.

Größer als der Engel, den er erwartet hatte, blond- statt braunhaarig, die Gesichtszüge härter, zorniger, und das Lächeln auf den schmalen Lippen von unendlich tiefer Melancholie.

„Wer bist du?“, fragte Valentin mit heiserer Stimme und in ihm starben Welten.

„Nichts ist, wie es scheint.“ Mit einem Kopfnicken deutete sie gen Himmel. „Der Mond lügt.“

Angelus

Der Akt des Tötens ist von solch beispielloser Hässlichkeit, wohingegen das Resultat, wie dürre Bäumchen in den Himmel ragende Rippenknochen oder in weicher Erde versickernder Lebenssaft, mir in ihrer Anmut schon immer den Atem raubten. In meinen Träumen war der Tod allgegenwärtig, er folgte mir auf Schritt und Tritt, und während die Menschen in seiner Anwesenheit bitterlich froren, lehnte ich mich mit Wohlgefallen an seine kalte Schulter. Einmal, ich erinnere mich genau, es war eine laue Sommernacht, da spazierten wir gemeinsam durch die Wälder meiner Kindheit. An manche Orte erinnerte ich mich sehr deutlich, der große Stein unten am Bach oder die Ruine, die von ihrem Zauber nichts eingebüßt hatte. Andere Stellen hingegen erschienen mir fremd, über die Verstecke meiner Kindheitstage wucherte Moos, im gleichen Maße, wie es auch über meine eigenen Erinnerungen wucherte.

„Siehst du den Hirsch dort unten?“, fragte der Tod und deutete auf eine Stelle nahe des Steins am Bach. Ich staunte nicht schlecht, so etwas hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen: Ein schneeweißes Tier, das prächtige Geweih stolz in Richtung der Baumwipfel gereckt und mit Augen, sie so rot glommen, als wohnte das Fegefeuer in ihnen.

„Er ist wunderschön“, befand ich und meine Stimme muss brüchig oder wenigstens belegt geklungen haben, denn der Tod legte mir beschwichtigend seinen Arm um die Hüfte und ließ mich für einige Sekunden den Rhythmus seines Atmens spüren.

„Schönheit ist von schmerzlicher Bedeutungslosigkeit“, erklärte er mir in beinahe entschuldigender Tonlage. „Sie ist vergänglich, das wirst du früh genug begreifen, und sie bringt Schwäche und Verletzlichkeit mit sich. Begehre nicht die Schönheit, mein Kind, begehre die Ewigkeit.“

Seinerzeit verstand ich nicht, was er mir damit sagen wollte. Das Konzept von Zeit und Existenz war mir fremd, ich war ein Mädchen der Momente und Gelegenheiten. Über Welten, die jenseits der nächsten vollen Stunde warteten, machte ich mir wenig Gedanken und vielleicht war genau das der Grund dafür, weshalb ich den Tod nicht fürchtete, sondern bewunderte.

An jenem Tag nickte ich trotzdem wissend, rieb mir meine Augen und beobachtete den weißen Hirsch eine Weile. Seine Erhabenheit versetzte mein junges Herz in Aufruhr, ich wollte zu ihm laufen und ihn berühren, denn ich war mir sicher, ein solches Tier in meinem Leben nie wieder zu sehen. Einen *Albino*, wie ich später lernen sollte. Ein Begriff, der mir bis heute schwer im Magen liegt. Auf der einen Seite stellt Albinismus in seiner Definition eine Störung in der Biosynthese der Melanine dar, also eine Krankheit, und auf der anderen Seite wüsste ich keine Eigenschaft, die dringlicher von Notwendigkeit wäre, um ein Gott zu werden. Genetisch bedingte Abkehr von der Norm zugunsten eines strahlenden Leuchtens, die Fähigkeit, jedem Schatten zu trotzen. In stillen Nächten verzehre ich mich danach.

Aber das ist heute. Meine damaligen Sehnsüchte waren anderer Natur. Ich erfuhr vom Tod, dass seine weiße Farbe des Hirsches Untergang bedeuten sollte.

„Ein gewöhnlicher Hirsch verschmilzt mit dem Wald beinahe zur Unsichtbarkeit“, erklärte er mir mit engelsgleicher Geduld, „er trägt sein braunes Fell wie einen Tarnumhang. Dieses weiße Leuchten hingegen ...“

Ich musterte den König des Waldes und begann zu begreifen.

„Ein wahrer Regent streift seine Seidenrobe ab, wenn er in die Schlacht zieht. Doch dieser Hirsch wird niemals unsichtbar sein.“

„Also wird er sterben?“, fragte ich.

„Sieh nur genau hin“, antwortete der Tod.

Das Gebüsch teilte sich, als der Hirsch gerade mit gespreizten Beinen am Bachlauf stand und sich am kühlen Wasser labte, und ein hungriger Wolf sprang hervor. Seine Klauen blitzten im Mondlicht mit den Fängen um die Wette und er warf sich auf das überraschte Tier, dessen Pupillen sich in wilder Panik weiteten. Es entbrannte ein verzweifelter Kampf auf Leben und Tod. Ich wollte meinen Blick abwenden, doch war wie versteinert. Zähne gruben sich in Fleisch, Sehnen rissen und Knochen barsten. Alles ging wahnsinnig schnell vonstatten; noch ehe die Wogen des Bachlaufs sich geglättet hatten, zerbiss der Wolf dem Hirsch die Kehle. Gurgelnd warf er seinen Schädel herum und die längste Spitze seines Geweihs durchbohrte des Wolfes Hirn. So starben beide an Ort und Stelle, beinahe friedlich nebeneinander, nur das zertrampelte Astwerk und das Blut, das aus ihren Wunden strömte, zeugte von dem Gräuel, das sich zugetragen hatte. Und wieder konnte ich mich dieser bittersüßen Schönheit nicht entziehen, ich begann das Schlachtfeld zu umschwirren wie eine Motte das Licht.

„Gedulde dich noch einen Augenblick“, bat der Tod und ich tat wie geheißen.

Es sollte nicht lange dauern, da stakste auf dünnen Beinen ein hagerer Junghirsch aus den Schatten, beschnüffelte den Ort des Geschehens und sah sich witternd um. Er würde um seinen Artgenossen trauern, so erwartete ich, doch das Gegenteil war der Fall. Er senkte den Kopf und vertilgte erst schüchtern, dann zunehmend euphorisch das aus dem Hals gerissene Fleisch des Albinos, bis das Sirren der Aasfliegen schier unerträglich werden wollte. Dann zog er weiter. Der Tod und ich blieben noch eine Weile dort, musterten den weißen Kadaver und selten zuvor fühlte ich mich derart warm und geborgen wie in diesem Augenblick. Im Sterben wohnt unser aller einzige Gemeinsamkeit, wurde mir in dieser Nacht gewahr.

Es mag paradox klingen, aber ich habe von niemandem so viel über das Leben gelernt wie vom Tod. Er fand immer die richtigen Worte, selbst viele Jahre später, als ich zum ersten Mal Schmetterlinge im Bauch hatte.

„Ich bin unsterblich verliebt“, sagte ich und meine Augenlider flatterten mit jenen Schmetterlingen

um die Wette.

„Unsterblich?“, entgegnete er. „Wie kannst du von Liebe und ewigem Leben im selben Atemzug sprechen? Liebe erwächst aus der Gewissheit, etwas nicht für immer haben zu können.“

Emilia schlug die Augen auf. Sie hatte wieder geträumt, ihre Handballen schmerzten, weil sie die Fingernägel krampfhaft hineingegraben hatte. Das Haar hing ihr wirr ins Gesicht und ihre Kehle war trocken. Jeder Atemzug schmeckte nach Staub und verbrauchter Luft, und das fahle Mondlicht, das durch ihr Fenster fiel, zerbrach auf dem Fußboden in hunderttausend Scherben. Gleich einem Metronom tickte der Zeiger der Uhr, Sekunden ewig gleicher Länge reihten sich aneinander und formierten sich zu Minuten.

Sie streifte die Decke beiseite, stand auf und trat ans Fenster. Der Waldrand lag still. Manchmal, wenn sie Glück hatte, konnte sie aus ihrem Zimmer Rehe oder Füchse auf der Wiese beobachten, die friedlich grasten oder sich im Mondschein sonnten. Heute Nacht jedoch waren dort einzig die langen Schatten der Bäume zu sehen, und das klapprige Fahrrad, das sie am Vortag achtlos liegen gelassen hatte.

Sie lief ins Bad und wusch sich mit kaltem Leitungswasser den Schlaf aus den Augen und die Nacht aus dem Gesicht. Vielleicht auch die Sünde aus den Poren und die Furcht von den Lippen, wer wusste das schon, und als ihr Blick den ihres Spiegelbildes kreuzte, huschte ein zaghaftes Lächeln über ihr Antlitz. Sie war blass, so leichenblass, als flösse kein Blut, sondern Staub durch ihre Adern und ihr Haar so blond, dass es weiß sein wollte. Dem Tod eine würdige Verlobte; in seiner Gegenwart würde man sie mit seinen Töchtern verwechseln. Wenn er eines Tages ihren Träumen entstieg, und darauf wartete sie geduldig, wollte sie ihm nachfolgen, wohin auch immer er ging. Ihm Schatten sein, und sein Kunstwerk bewundern, bis sie selbst Teil davon werden durfte.

„Ihre Todessehnsüchte nehmen bedenkliche Auswüchse an“, befand Thekla mit sorgenvollem Blick.

„Als Ihre Therapeutin sehe ich mich verpflichtet, ärztliche Notfall- ...“

„Es sind Träume!“, wischte Emilia ihre Worte beiseite. „Die selben Träume, die ich seit Jahren habe.“

„In welcher Gestalt erscheint Ihnen der Tod?“

„Er ist weniger Gestalt denn reine Präsenz. Ich sehe ihn nie direkt an, immer nur schräg an ihm vorbei, nehme seine Silhouette wahr und atme seinen trockenen, knochigen Geruch.“

„Verlangt es Sie nicht, ihm in die Augen zu sehen? Bei all der Liebe, all der Hingabe, die Sie ihm entgegenbringen, hatten Sie nie das Bedürfnis nach Blickkontakt?“

„Niemand sieht ihm in die Augen, nicht einmal die Sterbenden.“

„Warum?“

„Es wäre respektlos, vielleicht sogar sündhaft. Er schließt die unseren für immer, er möchte nicht gesehen werden.“

„Ich möchte, dass Sie es versuchen, wenn Sie das nächste Mal von ihm träumen. Sehen Sie nicht weg. Er ließ Sie nah genug an sich heran, um diesen einen letzten Gefallen auch noch zu gewähren. Vielleicht ist es sogar sein Wunsch. Vielleicht ist er dankbar.“

Dankbar: Lange dachte ich über den Begriff nach und mir wurde gewahr, dass ich niemals in Erwägung gezogen hatte, dem Tod etwas zu geben, anstatt immerfort bloß zu nehmen. Ein frevelhafter Egoismus, erwarten wir von ihm doch früher oder später das größtmögliche aller Geschenke. Doch nichts, das ich hätte geben können, schien der Benediktion der Erlösung ebenbürtig. Nichts konnte ihm jemals würdig sein, ich begriff das Konzept des Sterbens in diesem Augenblick als erbärmliches Bittstellen ohne die Perspektive einer angemessenen Gegenleistung. Der Mond schwamm auf der spiegelglatten, pechschwarzen Oberfläche des Teichs und die Sterne umkränzten ihn wie dereinst die Dornenkrone das blutige Haupt Jesu. Schon früh in meinem Leben hatte ich versucht, die Nacht in ihrem Theismus zu verstehen, das Dunkel des Himmels nicht als bloße Abstinenz von Licht zu werten und die Sonnenauf- und -untergänge als farbliche Interpretation des Höllensturzes. Kurzum, ich hatte die Bibel studiert, um in ihren Worten eine Daseinsberechtigung zu finden, doch kam einzig zu dem Ergebnis, dass sie sich bereits in ihren Anfängen ad absurdum führte.

„*Da wurden ihrer beiden Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren*“, heißt es im ersten Buch Mose, und während der Mensch glaubt, von Erkenntnis zu lesen, bleibt er blind. Denn in diesen wenigen kurzen Worten verzehrt Gott sich selbst. Der Garten Eden ist auf nicht mehr als eine Metapher zu reduzieren, die an irrtümlicher Interpretation krankt. Die Augen öffnen heißt nicht, auf Umwegen den Rückweg zum Paradies zu finden. Die Augen öffnen heißt, zu erkennen, dass das Paradies nicht existiert. Gott hat nicht den Menschen geschaffen, der Mensch schuf Gott. Doch auf der Suche nach dem Paradies haben wir uns zwischen den Zeilen verlaufen. Und so lag für mich in dieser Nacht nichts Biblisches, nichts Göttliches. Wohl aber die Erhabenheit einer Unendlichkeit, die an ihren Horizonten bloß von den künstlichen Lichtern beeinträchtigt wurde, mit denen der Mensch seit jeher den Himmel verschmutzte.

Nachts sind alle Katzen grau, las ich irgendwann einmal, doch das ist falsch. Nachts sind alle Katzen Wölfe.

Was am gegenüberliegenden Ufer des Teichs aus dem Wald trat, war jedoch weder Wolf noch Katze. Es waren Menschen, ein Mädchen und ein Junge, eng umschlungen und sich unablässig küssend, als ließe sich Liebe mit der Zunge von Lippen stehlen.

„Ist Liebe nicht tatsächlich Diebstahl?“, fragte der Tod, der lautlos an meiner Seite erschienen war und sich in seinem schwarzen Gewand kaum vom dunklen Gehölz in seinem Rücken abhob.

„Diebstahl der Objektivität und in letzter Instanz auch des Verstandes?“

Ich nickte. Natürlich war Liebe so viel mehr, so vielschichtig und selbst unter Anwendung komplexester Philosophie kaum greifbar. Und am Ende doch nur Selbstzweck, Reproduktion. Des Todes ärgster Widersacher. Ich hatte einst von ihrem Nektar gekostet. Er hatte Schmetterlingsschwärmen die Flügel verklebt, die seitdem tot am Grunde meines Bauches lagen. Das junge Pärchen ließ sich nahe des Ufers nieder. Unter dem Schein des vollen Mondes gesellte sich tatsächlich die ersehnte Romantik zu ihnen. Sie tauschten Liebesbekundungen und zärtliche Berührungen aus, waren für eine Weile einander beeindruckendster Sternenhimmel. Jedes Blinzeln warf Schnuppen und ich war neidisch.

„Wir wissen beide, weshalb wir heute Abend hier sind“, flüsterte der Tod und seine Robe raschelte. Ich nickte abermals.

Gemeinsam schritten wir näher ans Ufer. Mich beseelte der Gedanke, nach seiner Hand zu greifen, ihn zu berühren. Doch das Autoritätsgefälle zwischen uns war unüberwindbar, er war ein Gott und ich bloß ein kleines, dummes Mädchen, das Gefallen am Morbiden fand. Diese Nacht war nicht unsere. Sie gehörte den Liebenden auf der anderen Uferseite, die in diesem Augenblick kindisch zu kichern begannen. Ich verfolgte das Geschehen neugierig und beobachtete, wie sich der Junge seiner Kleidung entledigte. Schon bald stand er nackt in der Böschung, das Mondlicht beschien seinen hageren, blassen Körper. Mit geröteten Wangen sah das Mädchen zu ihm auf. Eine beinahe melancholische Magie legte sich über den Ort.

„Dieser Moment ist mächtiger, als es alle Worte der Bibel gemeinsam jemals sein könnten“, erklärte der Tod mit gesenkter Stimme. „In seiner Nacktheit gibt er sich ihr vollständig preis. Wenn sie klug ist, wird sie sein Vertrauen erwidern.“

Der Junge watete in das flache Wasser hinein. Es plätscherte leise, als die kleinen Wellen, die der Wind über die Oberfläche trug, an seinen Beinen brachen. Er wagte sich so weit vor, dass schließlich bloß noch sein Oberkörper aus dem schwarzen Spiegel ragte. Allzu viele Schritte trennten ihn nicht mehr von der Mitte des Teichs. Seine Freundin beobachtete ihn aus sicherer Entfernung. In ihren Augen stand geschrieben, dass das dunkle Gewässer ihr Unbehagen bereitete. Lachend winkte ihr der Junge zu, tauchte unter und urplötzlich senkte sich die Stille herab wie ein schweres Leichentuch. Feine Luftbläschen stiegen an die Oberfläche, die das Mädchen aus der Entfernung sicherlich nicht sehen konnte. Ein Waldkauz stieß irgendwo in der Ferne seinen klangvollen Ruf aus. Die Oberfläche des Teichs glättete sich allmählich.

Mit beinahe schon kindlicher Ungeduld wartete ich auf das Auftauchen eines Leichnams. Wenn er dort unten erstickte, wie lange würde es dauern, bis sein eigener Körper ihm Auftrieb verlieh? Die

Regeln des Ertrinkens waren mir nicht bekannt, weder wusste ich, wie lange es dauerte, noch, welcher Anblick mich erwartete. Ich konnte meinen Blick nicht vom Teich wenden. Gleichwohl erinnerte ich mich an die Worte meiner Therapeutin: *Sehen Sie nicht weg. Sehen Sie ihm in die Augen.*

Ich nahm all meinen Mut zusammen. Zögernd drehte ich meinen Kopf zur Seite und sah auf, dorthin, wo ich das Gesicht des Todes erwartete.

Mir wohlbekannte Lippen hoben sich zu einem Lächeln. Die hohen Wangenknochen, die spitze Nase, es gab keinen Zweifel. Ich blickte in mein eigenes Antlitz.

Emilia schreckte aus ihrem Traum. Kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn und sie fror, obwohl sie sich die Decke bis unters Kinn gezogen hatte. Vor dem Fenster schwieg der Mond, aus seinen abertausend Augen beobachtete er das Unrecht dieser Welt. Nur dann und wann, wenn eine schwere Wolke vorüberzog und ihn für einen Moment verdunkelte, schien er zu blinzeln.

„Du bist wunderschön“, flüsterte eine Stimme, die sie nur zu gut kannte. Erschrocken zuckte sie zusammen und setzte sich kerzengerade auf. Er stand mitten im Raum, seine schwarze Robe glich einem Schatten, der von draußen hereinfiel. „Und doch wirst du niemals wissen, was Schönheit bedeutet, solange du dich hinter deinem Menschengesicht versteckst.“

Bedeutungsschwer hingen die Worte für die Dauer einiger Herzschläge in der Luft. Er trat aus dem Dunkel. Sein Gewand raschelte leise und die alten Dielen knarzten unter dem Gewicht seiner Schritte.

„Wie kannst du hier sein?“, fragte Emilia mit dünner Stimme.

„Ich war es immer schon.“ Er durchquerte den Raum und lehnte sich ans Fenster. „Alle Friedhöfe dieser Welt sind der aufrichtigste Beweis.“

Vielleicht war die feine Naht zwischen Traum und Wirklichkeit aufgerissen, sinnierte Emilia, und alles Luzide herausgeflossen. Die Welt, in der sie lebte, war nicht mehr als eine Pfütze ihrer eigenen Gedanken und das Dunkel der Nacht bloß ein Schatten ihres Vergessens.

„Wenn du hier bist, wer spukt dann in meinen Träumen?“

Er lachte leise und kehlig. Die Welt hinter dem Fenster schien zu verschwimmen, als befände sie sich urplötzlich hinter einem dichten Tränenschleier. Die Realität war nicht mehr als eine Fassade, jeder Wimpernschlag nur das Umblättern auf eine neue Seite.

„Durch deine Träume spukst einzig du selbst. Niemand sonst hat Zugang zu ihnen.“

„Und du? Was ist mit dir? Ich begegne dir immer und immer wieder.“

Er seufzte. „Als du mir in die Augen geblickt hast, wen hast du gesehen?“

„Mich selbst.“

„Dann kennst du die Antwort.“ Er wandte sich um und schritt zur Tür, wo er einen Moment innehielt. „Und nun steh auf, die Welt erwartet dich.“

Er verschmolz mit den Schatten zur Unsichtbarkeit. Zurück blieb die Stille, die Leere, das dumpfe Pochen in Emilias Brust. Sie warf die Decke zur Seite und stand auf. Das lange, weiße Nachthemd umschmiegte ihre Beine wie zuvor das Wasser den nackten Jungen aus ihrem Traum, bevor die Schwärze ihn verschlungen hatte. Der Tod kam und ging in Wogen, erkannte sie, und es oblag dem Menschen, der Strömung zu folgen oder in ihr zu ertrinken.

Ihre nackten Füße trugen sie ins Badezimmer. Das grelle Licht über dem Spiegel flammte auf. Zum zweiten Mal in dieser Nacht sah sie sich selbst in die Augen. Die Melancholie in ihrem Blick war aufrichtig. „*Du siehst aus wie die Traurigkeit selbst*“, hatte Mutter damals oft zu sagen gepflegt und ihr die Haare hinter die Ohren gestrichen. Heute wusste Emilia es besser. Sie war nicht die Traurigkeit, sie war der Zorn.

Das Dunkelgrün ihrer Augen flimmerte mit der erschöpften Glühbirne um die Wette. Sie drehte den Wasserhahn auf und wusch sich das Gesicht. Das kalte Nass spülte den Schlaf hinfort, in roten Schlieren verschwand die Nacht im Abfluss. Als sie wieder aufsaß, stand der Tod hinter ihr. Sein Gesicht lag im Schatten, doch sie spürte, dass er sie durch den Spiegel ansah.

„Was siehst du?“, fragte er.

Ein Wassertropfen perlte an ihrer Wange hinab und stürzte sich wagemutig in die Tiefe.

„Ein Mädchen und den Tod“, antwortete sie wahrheitsgemäß.

„Schließ die Augen und versuch es erneut.“

Sie tat wie geheißen.

Was sie sah, war alles. Das Meer und die Wüste, die Wälder, die Felder, die unendliche Weite einer Welt, die ihr nur widerwillig Heimat war. Irgendwo am Horizont ergoss sich das Blut einer sterbenden Sonne über das weite Land. Mensch und Tier ertranken darin gleichermaßen. Die Flut war gekommen, und die einzige Arche, die jemand hätte bauen können, lag als morsches Skelett unter den Ruinen leerer Versprechungen begraben.

„Ich sehe die Hölle“, flüsterte sie.

„Du siehst das Leben“, korrigierte der Tod, „doch verwechselst die Flammen der Ekstase mit dem Fegefeuer.“

Als sie ihre Augen wieder öffnete, stand sie allein im Bad. Der Spiegel war beschlagen, als hätte sich die Temperatur schlagartig erhöht, und aus den Tiefen des Abflusses drang ein hohles Gluckern.

„Weißt du, was Engel sind?“, erklang die Stimme des Todes aus unmittelbarer Nähe. Sie sah sich um, drehte sich im Kreis, doch konnte ihn nirgends ausmachen. Und dennoch war seine Präsenz körperlich spürbar.

„Ich bin noch keinem begegnet“, antwortete sie leise.

„Im christlichen Glauben sind Engel allgegenwärtig“, begann er zu erklären, „sie erscheinen als Diener Gottes und gelegentlich als gute Geister. Zumeist sind sie von strahlender Reinheit und von gebündeltem Licht. Man sagt, sie wachen über die Menschen.“

„Aber das sind Geschichten“, entgegnete Emilia.

„Es sind Geschichten“, bestätigte der Tod. „Doch ich möchte, dass du etwas begreifst.“

Sie nickte.

„Wirf einen letzten Blick in den Spiegel und sag mir abermals, was du siehst.“

„Er ist beschlagen. Ich sehe gar nichts.“

„Sieh genau hin.“

Sehen Sie nicht weg. Sehen Sie nicht weg. Sehen Sie genau hin.

Im Dunst glaubte sie ein kleines Licht zu erahnen. Sie kniff ihre Augen zusammen und konzentrierte sich. Der Schleier lichtete sich. Eine Straße schälte sich aus dem Nebel, deren Ränder flackernde Laternen säumten. Der Mond stand hoch am Himmel und tauchte das Gesicht der einsamen Gestalt, die dort unten ihres Weges ging, in fahles Weiß. Schritt um Schritt wankte sie vorwärts und verfiel zusehends in eine gebückte Haltung, als litte sie Schmerzen. Schließlich blieb sie stehen. Ihre Augen weiteten sich. Aus dem tiefen Schatten jagte eine undefinierbare, geflügelte Kreatur heran und begrub die Gestalt unter sich. Ein gellender Schrei durchdrang die Nacht und Emilia schreckte aus ihrer Vision. Der Spiegel war wieder eine beschlagene, glatte Fläche und die Szenerie, die sie eben noch überdeutlich gesehen hatte, verschwunden.

„Behemoth ist zurückgekehrt“, dröhnte die Stimme des Todes in ihren Ohren, „und er stiehlt, was mir gehört.“

Sie spürte ein Kribbeln in ihrem Magen, das sich rasch in ein unangenehmes Ziehen wandelte. Übelkeit stieg in ihr auf. Der Begriff schwirrte ihr durch den Kopf: *Behemoth*. Irgendwo hatte sie diesen Namen schon einmal gehört, sie konnte sich bloß nicht entsinnen, wo.

„Er muss sterben“, vernahm sie die Stimme des Todes gedämpft, doch sie hörte kaum hin. Das Beben in ihrem Bauch nahm zu, die Welt um sie herum schien zu verschwimmen. Sie wollte nach Luft schnappen, aber jeder gierige Atemzug schmeckte nach Schwefel und Angst. Ihr Blick wurde trüb, ihre Gedanken fahrig. Sauerstoff. Sie brauchte Sauerstoff.

Auf dem Absatz wirbelte sie herum, stürmte aus dem Badezimmer und spürte, dass ihr Herzschlag erlahmte. Jeder Schritt wurde endlos schwer. Sie taumelte durch den Flur, durch das angrenzende Zimmer. Ihre Realität flimmerte. Sie stützte sich gegen eine Wand, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und riss dabei versehentlich ein Bild nieder. Polternd stürzte es zu Boden, Glasscherben rutschten über das Laminat. Es knirschte unter ihren nackten Füßen, als sie weiterging. Sie spürte die Wärme ihres eigenen Blutes, dann ein dumpfes Pochen im Schädel, dann ein Anschwellen ihrer

Venen und Adern. Mit einem Ruck riss sie die Glastür auf und stolperte auf den Balkon. Die kalte Herbstluft wühlte sich in den dünnen Stoff ihres Nachthemds, sie fror und schwitzte gleichzeitig. Irgendwo in der Ferne rief jemand ihren Namen. Das Rumoren in ihrem Magen wurde zu einem wütenden Toben. Aus ihren Lungen- wurden Engelsflügel.

„Emilia, meine Lilith.“ Der Tod übertönte den ohrenbetäubenden Sturm. „Unsere Jagd hat begonnen.“

Überall war grelles Licht. Sie kniff geblendet die Augen zusammen.

Und dann zerstob sie in hunderttausend Motten.

I. (Inferno)

Er trug mehr Namen, als die Welt Geschichten über ihn zu erzählen wusste. Nicht alle waren schmeichelhaft, doch ausgesprochen wurden sie stets in gebieterischer Ehrfurcht, manche entfalteten ihre Wirkung sogar erst, wenn man sie verschwieg. Einer seiner ersten lautete Charopós und seinen letzten wird kein Mensch jemals erfahren.

Charopós liebte Matelda, ein Mädchen mit strahlend weißem Haar und Augen von solch durchdringendem Rot, dass man hinter vorgehaltener Hand munkelte, in jedem ihrer Wimpernschläge wohne ein Sonnenuntergang. Deshalb blinzelte sie seit Kindheitstagen nur noch heimlich, und zur Sommersonnenwende, so hieß es, schlief sie mit offenen Augen.

Einmal, es war ein Sommer in Charopós' dreizehntem Jahr, schlenderte er des Morgens hinunter zum Bach, um seine Kleider zu waschen. Es handelte sich um einen Seitenarm des Eunoë, der nahe des Dorfes zwischen den Hügeln verlief und schließlich in einem kleinen Teich mündete. Den Weg hinab kannte er im Schlaf; nur allzu oft war er schon hinabgestiegen, vorbei an der alten Trauerweide und den kahlen Dornensträuchern, die nicht mehr grünt, seit der Mensch zu sündigen gelernt hatte. Mit jeder Sünde, so sagte man, wuchs ein weiterer Dorn, und so würde das Gestrüpp in vielen tausend Jahren die Welt unter sich begraben.

Charopós folgte dem schmalen Pfad, der durch das dornige Geäst führte, und beobachtete verträumt einen Vogelschwarm, der am morgenroten Himmel seine Bahnen zog. Von den Vögeln träumte er immerfort. Von ihnen würde er eines Tages das Fliegen lernen, dessen war er sich gewiss.

Als er aus dem Gebüsch treten wollte, entdeckte er das Mädchen am Ufer des Bachs. Abrupt blieb er stehen. Er erkannte sie sofort. Es war Matelda, die sich gerade ihr Kleid vom hageren Leib streifte und es achtlos ins Gras warf. Sie war splitternackt und von solcher Schönheit, dass es Charopós den Atem verschlug. Er ging in die Knie und verbarg sich unter den Dornenranken, die ihm willkommenen Sichtschutz boten. Mit pochendem Herzen beobachtete er Matelda, die hüfttief in den Bach watete und sich dann zu waschen begann. Ihre Bewegungen waren geschmeidig und von solcher Eleganz, dass ihr etwas Göttliches innewohnen musste. Vielleicht war sie vom Himmel gesandt, sinnierte er, und die Vögel, die noch immer über ihr kreisten, ihre persönlichen Lakaien und Wächter.

Plötzlich vernahm er Stimmen und leises Gelächter, das rasch näher kam. Er sah über die Schulter und kletterte rasch tiefer ins Gebüsch, als er die drei Söhne des Schmiedemeisters erkannte, die dort ihres Weges gingen. Sie trugen große Eimer mit sich, die sie offensichtlich am Bach zu befüllen gedachten. Als Matelda sie bemerkte, war es schon zu spät.

“Seht nur, das Schneemädchen”, rief der kleinste von ihnen und lachte gehässig.

“Das Blutauge”, fügte der Mittlere hinzu.

“Die Winterhure”, ergänzte der Große.

Sie verschränkte die Arme, um ihre kleinen Brüste zu verdecken, und blickte ihnen trotzig entgegen. Charopós glaubte ihre roten Augen funkeln zu sehen und in seinem Versteck ballte er seine Hände zu Fäusten vor Wut über die hässlichen Schimpfwörter, mit denen sie Matelda beleidigten.

Am Ufer blieben die drei Jungen stehen.

“Was treibst du hier unten?”, bellte der Große. “Von deinen Hurengenen wird dich Eunoë nicht reinwaschen.”

Zornig fletschte sie ihre Zähne, doch schwieg. Sie wusste, dass sie den Dreien nichts entgegensetzen konnte.

“Sie ist eine Hexe”, schimpfte der Mittlere, “sie entweicht unseren heiligen Fluss.”

“Verswinde, Hexe!”, schrie der Kleine, bückte sich nach einem Stein und warf ihn nach dem Mädchen. Neben ihr schlug er ins Wasser und versank.

“Hast du meinen Bruder nicht gehört?” Der Große nahm ebenfalls einen Stein zur Hand. “Du sollst verschwinden!” Er holte aus und warf. Diesmal traf der Stein Matelda an der Schulter. Sie heulte auf und taumelte rückwärts. Augenblicklich begann die Strömung an ihrem kleinen Körper zu zerren.

Die drei Brüder lachten hämisch und bückten sich nach weiteren Steinen.

Hastig versuchte Matelda, aus dem tiefer werdenden Gewässer zu entkommen. Sie beugte sich nach vorn und bewegte sich gen Ufer, doch das Wasser machte ihre Bewegungen lahm und hilflos. Die drei Brüder warfen ihre Steine. Einer traf sie am Kopf, einer am Arm, ein dritter ging fehl. Sie heulte abermals auf und Blut sickerte ihr ins Auge.

Nackt und zitternd stieg sie aus dem Bach, während die drei Halbstarken schon neue Steine in den Händen hielten.

“Es ist wahr, was die Alten sagen”, rief der Große, “nicht nur die Haare auf deinem Kopf sind weiß!”

Sie warfen ihre Steine und trafen Matelda an Kopf, Brust und Oberschenkel. Das Mädchen blutete und schrie, dann wirbelte sie herum und lief am Bach entlang davon.

Die Jungen lachten. Als sie das Kleid am Boden entdeckten, lasen sie es auf und rissen es in Streifen. Dann füllten sie ihre Eimer mit Wasser und machten sich auf den Rückweg.

Charopós wartete noch eine Weile in seinem Versteck, bis er sicher sein konnte, dass sie verschwunden waren. Dann kletterte er aus dem Dornengestrüpp. Im selben Moment kehrte Matelda zurück. Aus geweiteten Augen beobachtete sie, wie er dem Geäst entstieg und sich

aufrichtete.

Von Angesicht zu Angesicht standen sie sich gegenüber. Sie nackt und blutend, er von den Dornen zerkratzt.

“Dein Kleid”, stammelte er und spürte, dass die Röte in sein Gesicht stieg. “Sie haben es zerrissen.”

Rasch entledigte er sich seines Leinenhemdes und reichte es ihr. Sie nahm es entgegen und verdeckte damit ihre Brüste und ihre Scham. Tränen perlten über ihre Wangen.

“Verschwinde!”, schrie sie außer sich vor Zorn.

Charopós wirbelte herum und lief davon. Er schämte sich für seine Feigheit.

In der folgenden Nacht träumte er von ihrem nackten Leib und dem weißen Flaum, der auf ihrem Venushügel spross.

II. (Purgatorio)

Wer im Nobiskrug saß, war nicht auf der Suche nach Licht oder Hoffnung, sondern nach Betäubung. Die ersten Schlucke vom billigen Bier schmeckten nach Schwefel und Pest, die letzten nach Auferstehung. Wer nur genügend davon trank, so sagte man, kotzte am Ende der Nacht all seine Sünden auf die fleckigen Holzdielen.

Charopós schwenkte den halbleeren Krug und betrachtete sein vernarbtes Antlitz, das ihm aus den Tiefen des dunklen Gebräus entgegenstarrte. Der sechszwanzigste Winter war angebrochen.

Draußen fiel Schnee, doch in der Schankstube war es warm. In der hinteren Ecke flackerte gemächlich ein Kaminfeuer, das sich kurz lodernd aufbäumte, wenn jemand Brennholz nachlegte. Es stank nach Rauch und Pisse.

Als die Tür zur Küche aufschwang, sah Charopós auf. Aus dem diffusen Licht schälte sich die Silhouette, auf die er sehnsüchtig gewartet hatte. Matelda; sie trug kein engelhaftes weißes Gewand, wie es ihr gebührte, sondern ein fleckiges Hemd und eine vergilbte Schürze. Die Bierkrüge, die sie auf einem Tablett balancierte, schäumten über. Das Rot ihrer Augen fraß sich gierig durch die düstere Stube. Wenn Charopós genau hinsah, erkannte er die weißen, gefiederten Flügel, die hinter ihrem Rücken aufragten. Ein Ort, an dem ein Engel wie sie zum Dienst in einer Schänke verdammt war, konnte nur die Hölle sein. Jeder Wimpernschlag, der verstrich, war ein Jahrtausend in irdischer Zeitrechnung. Die Dornenbüsche vom Eunoë wucherten längst bis an die Dorfmauern.

Wie das strahlende Licht selbst schwebte sie durch den Raum. Das weiße Haar fiel ihr in Wellen über die Schultern und jedes Mal, wenn ihre Mundwinkel zuckten, rammte sich jenseits der heiligen Flüsse ein Dämon einen Pfahl ins Herz.

Jemand stellte ihr ein Bein. Sie stürzte nieder. Die Bierkrüge fielen polternd zu Boden und der Inhalt ergoss sich über die Dielen. Auf Knien sah sie auf zu ihrem Peiniger.

Charopós ballte seine Hände zu Fäusten; es war der mittlere Sohn des Schmiedemeisters, der mittlerweile zu einem kräftigen Mann gereift war. Voll Verachtung sah er auf Matelda hinab.

„Von einer Hure lasse ich mir kein Bier reichen“, keifte er und spuckte aus.

„Entschuldigt.“ Sie senkte demütig den Kopf.

„Entschuldigt, Herr“, setzte er seine Tirade fort. „Ich bin Ephialtes, der zukünftige Schmiedemeister, und deine Kakerlakengene beleidigen meine Würde.“

„Entschuldigt, Herr“, stammelte sie.

Er packte sie am Kragen.

Charopós sprang auf. „Genug!“

Ephialtes ließ von Matelda ab und sah seinem neuen Widersacher feindselig entgegen. Seine Zähne knirschten, seine Halsschlagader pochte. „Du wagst es, das Wort gegen mich zu erheben, Jüngling?“

„Ihr tut Matelda Unrecht“, grollte er mühsam beherrscht. Ephialtes Mundwinkel hoben sich zu einem süffisanten Lächeln.

„Du stehst auf die bleiche Hexe, nicht wahr?“

Charopós schwieg.

Ephialtes drückte seine Stiefelspitze in Mateldas Seite. Sie keuchte leise, doch wagte es nicht, aufzusehen.

„Lasst von ihr ab“, knirschte Charopós.

Ephialtes' höhnisches Grinsen wurde breiter. Dann holte er aus und trat ihr in die Rippen. Mit einem erstickten Schrei stürzte Matelda zur Seite.

Blind vor Wut sprang Charopós vor. Ephialtes war ein Hüne, doch sein Faustschlag kam viel zu langsam. Charopós unterlief den Hieb, tauchte an seinem Widersacher vorbei und drehte sich um die eigene Achse. In dieser geschmeidigen Bewegung zog er den Schürhaken des Kamins aus der Halterung, holte aus und schlug den kalten Stahl von unten gegen das Kinn des zornigen Riesen.

Der Kiefer knirschte, Knochen barsten und sein Kopf wurde in den Nacken geschleudert.

Haltsuchend taumelte er rückwärts. Mit einem zweiten Hieb zertrümmerte Charopós ihm das Nasenbein. Wimmernd sank Ephialtes nieder und presste sich beide Hände in sein blutüberströmtes Gesicht.

In diesem Augenblick traf Charopós ein schwerer Hieb am Hinterkopf. Die Schwärze, die folgte, schien seltsam vertraut.

Als er wieder zu sich kam, schmeckte sein Atem nach Blut. Er wollte die Augen aufschlagen, doch ein brennender Schmerz hinderte ihn daran. Blind warf er sich herum und spürte den kalten Stein

unter seinem Körper.

„Du wirst die Farbe des Tageslichts vergessen“, erklang eine heisere Stimme, die er nicht zuzuordnen wusste. „Du wirst vergessen, wie dein Spiegelbild aussieht, Gesichter werden verblassen und Orte für immer im Nebel verschwinden.“

„Wo bin ich?“, keuchte er und spuckte Blut.

„Du wirst deine Heimat und deinen Namen vergessen.“

„Wo bin ich?“, wiederholte er.

„Du wirst deine Augen niemals wieder auftun. Tage und Nächte werden eins sein, du wirst verlernen, sie voneinander zu unterscheiden.“

„Wo zum Teufel bin ich?“, schrie er.

„Im Paradies.“

III. (Paradiso)

Was kein Auge je zuvor gesehen hatte, sah Charopós in seiner Blindheit. Er hatte sich längst gewöhnt an die Fäden, die seine Lider für immer geschlossen hielten, an die allgegenwärtige Dunkelheit, an die Abstinenz der Sterne. Es war Nacht, das hörte er am ohrenbetäubenden Schweigen. Er saß am Dorfbrunnen, blickte zum Himmel auf und zählte die Nuancen der Schatten, die ihn verhöhnten. Doch plötzlich hörte er schwere Schritte, und dann fiel ein Schatten über ihn, der noch tausendmal dunkler war als der dunkelste, den das Nachtgestirn jemals hätte gebären können. Von solcher Dunkelheit gar, dass sich seine Umrisse durch seine geschlossenen Lider in die Netzhaut brannten.

„Was siehst du?“, fragte er, und trotz seiner Blindheit hatte Charopós hunderte Antworten und doch nicht eine einzige. Er schwieg, sein Atem flatterte. Wenn er heute an diese Nacht zurückdachte, so muss ihm das schiere Gewicht jener Präsenz die Luft abgedrückt haben. Vor seinem inneren Auge erschien Matelda. Er sah ihr strahlendes Weiß, dort unten am Eunoë, und hörte ihre Stimme, die so rau und voller Zorn war, dass sein eigener Hass in ihrem Schatten wie ein grauer Farbtupfer anmutete. Das einzige Wort, das sie in all den Jahren an ihn gerichtet hatte, war „Verschwinde“ gewesen, und doch erschien ihm ihr Klang in diesem Augenblick so unendlich vertraut. Er sehnte sich nach ihr. Alles in ihm schrie danach, ihre weiße Haut zu berühren, sich in ihren roten Augen zu verlieren, ihre fahlen Lippen zu küssen. Wie konnte sein Leben je von Bedeutung sein, wenn es doch nicht mit dem ihren vereint war?

„Tritt aus deinem Versteck“, sprach der unbekannte Schatten und Charopós vernahm zögerliche Schritte in seinem Rücken. Das Dunkel verlor an Intensität, erst langsam, dann rascher, als stürzte

der Mond in lodernden Flammen gen Erde. Er begriff, dass es Mateldas strahlendes Licht war, das durch seine Augenlider drang. Je näher sie kam, desto greller erschien die Nacht. Neben ihm blieb sie stehen. Er inhalierte die Gewissheit ihres Herzschlages.

“Weshalb hast du ihn beobachtet?“, fragte der Unbekannte.

“Weil ich ihn liebe“, antwortete sie.

Charopós Welt zerfiel in ihre Fragmente und setzte sich neu zusammen. Er wollte etwas sagen, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Sein eigener Puls erklang als dumpfes Beben. Er war Mensch, zum ersten und zum letzten Mal in seinem Leben. Denn als seine Lippen die Worte zu formen begannen, die ihm angemessen schienen, kam ein Sturm auf. Seine Stimme blieb tonlos. Matelda tastete nach seiner Hand; er spürte ihre Finger, die sich zwischen die seinen fügten, als hätten sie seit Anbeginn aller Tage auf ebendiese Vereinigung gewartet. Der Sturm riss und zerrte an ihnen. Er trieb sie rückwärts. Geradewegs in die Arme einer Erkenntnis.

“Das Mädchen, das die Augen niemals schließt und der Narr, der sie niemals öffnet“, übertönte die Stimme des Schattens jeden Lärm. “Das Sehen und die Blindheit. Die Dunkelheit und das Licht. Die Asche und der Schnee.”

“Das Leben ...“, flüsterte Charopós.

“... und der Tod“, vollendete der Schatten.

Mateldas Hand wurde ihm entrissen. Ihr gellender Schrei traf ihn wie ein Peitschenhieb. Der Sturm brüllte, ein Blitz zuckte vom Himmel nieder und im selben Atemzug explodierte im nachfolgenden Donner die Welt um ihn herum. Trümmer regneten nieder, es stank nach Feuer und Schwefel. Und über allem lag Mateldas tobendes Geschrei.

Charopós Seele stand in Flammen. Die Furcht und der Zorn trieben ihn zu Unmenschlichem. Er schlug seine Augen auf. Die Nähte und Fäden, die seine Lider hielten, zerrissen. Heißes Blut rann über seine Wangen, das grelle Feuer blendete ihn. Das Dorf brannte, und inmitten des Infernos hing Matelda im würgenden Griff des Schattens.

“Man nennt mich Behemoth“, sprach er, “und ich verspreche dir, dass du meinen Namen niemals vergessen wirst.”

Seine Hände formten sich zu Krallen. Er beugte sich hernieder, um Matelda auf die Wange zu küssen, dann rissen seine Klauen ihre Kehle auf. Das Blut, das aus ihrem Hals spritzte, färbte ihr weißes Kleid rot und die Sonne, die in ihren Augen wohnte, versank für immer am Horizont. Charopós Nacht hatte begonnen. Und er begriff, dass sie nie wieder enden würde.

Katharsis

“Was hat es mit der Geschichte von Matelda und Charopós auf sich?“, fragte Emilia und schlang die Arme um ihre Knie. Die Wälder zu ihren Füßen lagen in kaltem Nebel, als stiege aus der Lunge der Welt dichter Zigarettenqualm. Straßen und Dörfer durchzogen das Idyll wie Krebsgeschwüre und jede Windböe klang nach trockenem Raucherhusten.

“Matelda war zum Sterben verdammt“, antwortete der Tod, “denn sie war mein. Schon als ihr Name zum ersten Mal fiel, war ihr Schicksal besiegelt.”

“Aber Charopós liebte sie. Macht Liebe den Menschen nicht mächtig?”

“Du hast es noch immer nicht verstanden.“ Der Tod legte seine Hand auf ihre Schulter. “Die Liebe war der Grund für Charopós' Blindheit und das strahlende Weiß war der Grund für Mateldas Sterben. Sie traten vor einen Gott, der ihnen selbst entwuchs.”

“Sie hatten keine Wahl“, bemerkte Emilia.

Der Tod lachte leise. “Natürlich nicht. Wir hatten nie eine Wahl.”

“*Wir?*”

“Ich liebte Matelda. Als Behemoth sie mir entriss, wurde ich zu dem, was ich heute bin.”

Emilia schluckte schwer. “*Du* bist Charopós?”

“Mittlerweile haben die Menschen andere Namen für mich gefunden. Gevatter, Dengelgeist, Freund Hein. Doch mein erster lautete Charopós.”

Eine einsame Schneeflocke fiel vom Himmel, landete auf Emilias Nasenspitze und schmolz zu einem kleinen Wassertropfen. Der Winter hatte seinen Weg gen Erde gefunden. Die Böen schmeckten plötzlich nicht mehr nach Qualm, sondern nach Frost.

“Ich begab mich auf eine endlose Suche“, fuhr der Tod fort, “ich hoffte, eine Reinkarnation Mateldas in anderen Menschen zu finden, oder in Tieren, oder in Geistern.”

“Der weiße Hirsch im Wald ...“, setzte Emilia an.

“All die blassen Körper, die ich seither zu Boden fallen sah. Ich habe mich geirrt. Ich habe mich immer geirrt.”

“Du hast Matelda nie gefunden“, schlussfolgerte sie.

“Ich habe den Fehler begangen, nach Körpern statt nach Seelen zu suchen. Doch als du zum ersten Mal in einem deiner Träume an meine Seite tratest, sah ich es wieder deutlich vor mir. Diese unbeschreibliche Schönheit, genauso wie damals am Ufer des Eunoë. Wie du neugierig über meine Schulter blicktest, voller Hingabe mein Werk betrachtetest. Du zeigtest keine Furcht, keine Scheu, nur Bewunderung. Du erkanntest, dass Sterben kein Akt von Hässlichkeit, sondern die Heiligsprechung eines vollendeten Verfalls ist.”

Der Wald schwieg. Die Wolken sanken tiefer und immer tiefer, als wollten sie mit ihren gewölbten Bäuchen alles Leben diesseits des Firmaments ersticken. Der ersten Schneeflocke folgte eine zweite, dann eine dritte. Ein Gestöber erwachte, das die Welt in bleierne Stille hüllte. Bloß einzelne, fahle Lichter durchdrangen das expandierende Weiß.

“Ich verstehe nicht”, flüsterte Emilia, obwohl in ihr längst eine Erkenntnis reifte. “Ich verstehe ganz und gar nicht.”

“Wie Behemoth es damals prophezeite, habe ich seinen Namen niemals vergessen”, fuhr der Tod unbeirrt fort. “Sein Andenken folgte mir, wohin auch immer ich ging. Ich sah dich in seinen Armen sterben, immer und immer wieder. Von Anfang an wusste ich, dass er dich suchen würde, um dich mir zu nehmen. Doch diesmal werden wir ihm zuvorkommen.”

“Wie sollen wir ihn finden?”, fragte Emilia.

“Wir folgen den Spuren, die er hinterlässt.”

Seine Spuren fluoreszierten im Dunkeln. Was er hinterließ, war wie die verkohlte Erde nach einem Blitzeinschlag. Es stank nach Schwelbrand und Leid, das Echo eines brachialen Donners lag noch in der Luft. Wenn man die Augen zusammenkniff, ließ sich der Schatten der statischen Entladung erkennen, der sich in die Atmosphäre gebrannt hatte. Dunkler Rauch kroch gen Himmel, in der Ferne schrie gespenstisch ein Kauz.

Emilia erinnerte sich an die Gewitter ihrer Kindheit. In regungsloser Furcht und euphorischer Bewunderung gleichermaßen hatte sie so oft am Fenster gestanden, dem wütenden Peitschen des Sturms gelauscht und andächtig die Sekunden zwischen Blitz und Donner gezählt, um zu errechnen, welche Distanz zwischen ihr und der Gewalt lag.

“Er war hier”, flüsterte der Tod ehrfürchtig.

Emilia umrundete den verkohlten Leichnam. Die Augen waren nur mehr dunkle Höhlen, alles Flüssige darin war unter der Hitze verdampft und zum Himmel aufgestiegen. Pergamentartige, schwarze Haut spannte sich um das zierliche Gerippe, das an einigen Stellen zu Asche zerbröselte. Der Tote trug eine Krone aus Weißdorn, doch sein Heiligenschein war aus Ruß.

“Er ist gnadenloser, als ich es je sein könnte.”

“Er ist grausam, aber ein Narr”, widersprach Emilia, obwohl die groteske Schönheit des Feuertodes ihr junges Gemüt in Aufruhr brachte. “Er tötet des Tötens wegen. Sein Schaffen ist nicht das eines Liebenden, sondern das eines Wütenden.”

“Du hast in all der Zeit mehr über mich gelernt, als ich mich selbst je verstanden habe.” Er ging neben dem aschenen Leichnam in die Knie und fuhr mit seinen fahlen Knochenfingern über das brüchige Schwarz. “Und doch irrst du. Er ist kein Narr, denn Schönheit kann aus Liebe und Wut gleichermaßen erwachsen. So wie die Kunst die einzige Ausdrucksform ist, die Raum und Zeit

überdauert, so sind Liebe und Wut die beiden Gemütszustände, die jegliche Vernunft zu überschatten wissen. Nichts davon ist greifbar, wenn du es nicht selbst einmal gefühlt hast.”

Emilia schwieg. Die Worte hallten nach, für eine Weile sogar lauter als jener Donner, der den Aschemann niedergestreckt hatte. Sie dachte an all die Künstler, die verlorenen Seelen, denen es niemals gelungen war, etwas Infinites zu schaffen, weil sie ihr Glück statt in Wut verzweifelt in unaufrichtiger Liebe gesucht hatten. Vergeudeter Schmerz wohnte in jedem mittelmäßigen Liebesgedicht.

“Weshalb die Weißdornkrone?”, fragte sie.

“Behemoth hat einen Hang zur Dramatik.” Der Tod sah auf und überblickte das weite Land.

“Vielleicht möchte er sich zu einer Art Gott erheben, zum Schlächter Jesu, und die Dornenkrone ist eine liebevolle Referenz.”

Emilia pflückte die Krone vom Kopf des Aschemannes und setzte sie auf ihr eigenes Haupt.

“Meine Königin der Sünde”, flüsterte der Tod. Und obwohl sein Antlitz unter der finsternen Kapuze verborgen blieb, war sie sich in diesem Augenblick sicher, dass er lächelte.

Sie erhob sich und spürte eine neue Wärme, die durch ihren Körper flutete. Etwas in ihr war erwacht. Vielleicht ein vergessen geglaubter Urtrieb, vielleicht die Gier nach Erkenntnis. Sie wollte Behemoth finden, um jeden Preis, und sich für das rächen, was er dem Tod angetan hatte.

“Wie weit mag er gekommen sein?”, fragte sie.

“Er reist von Wimpernschlag zu Wimpernschlag. Mit jedem Blinzeln öffnest du ihm eine neue Tür direkt in deinen präfrontalen Cortex.”

“Ich fürchte ihn nicht.”

“Aber du tätest besser daran.”

Sie wandten sich herum und verließen den Ort des Geschehens. Hinter ihnen fiel der Vorhang aus Schnee, die Bühne verdunkelte sich und der Aschemann fand seine ewige Ruhe.

Emilia fragte sich unterdessen, welcherlei Gestalt ihnen Behemoth entgegentreten würde. Sie erahnte ihn als Menschen, doch genauso gut konnte er als Stier oder Büffel erscheinen.

“Oder gar nicht”, vollendete der Tod ihre Gedanken, “er war schon immer unsichtbar für diejenigen, die ihn um jeden Preis sehen wollten.”

“Aber du scheinst zu wissen, wohin wir gehen müssen”, warf sie ein.

“Ich habe eine Witterung aufgenommen. Doch die Spur, der wir folgen, könnte auch meine eigene sein. Die Verdammnis der anderen und die eigene teilen sich mitunter denselben Gestank.”

“*Und dieselbe Gestalt*”, fügte Emilia in Gedanken hinzu.

Sie zogen durch weiße Winterwälder, denen schweigende Romantik innewohnte, und vorbei an Bachläufen, die zu gefrieren begannen als wären sie die Adern der Welt und der beginnende Winter ein aufwallender Angstzustand. Das Schneegestöber wurde zusehends dichter; Nadelbäume

begannen sich unter dem Gewicht, das auf ihnen lastete, zu krümmen. In der Ferne glitzerten die Lichter einer Stadt. Doch Orte waren längst nicht mehr von Bedeutung. Seit Emilia das Haus verlassen hatte, zählte einzig das Gefühl. Jedes Licht, das ihr noch den Weg weisen konnte, musste ein gesprochenes Wort sein, und jeder neue Schatten, der über sie fiel, lehrte sie das Sehen.

“Hier sind Spuren im Schnee”, bemerkte der Tod und deutete auf einige tiefe Stapfen, die schnurgerade durch die Kälte führten. Sie folgten ihnen eine Weile. Dabei überquerten sie eine malerische Brücke, wo sie kurz innehielten, um dem Ächzen des Gehölzes zu lauschen. Ein wenig sehnsüchtig lehnte sich der Tod an die Brüstung und sah hinab zum Ufer.

Emilia stieg von der Brücke, verließ den Pfad und trat an den plätschernden Bach. Kleine Eisschollen trieben vorüber, und zwischen ihnen die aufgegebenen Träume trauriger Fische, die irgendwo im Schilf verrotten würden.

“Warum hast du sie nie angesprochen?”, rief sie zu ihm hinauf. Ihre Stimme hallte gespenstisch gedämpft durch die klirrende Kälte.

“Sie war das Taggestirn und ich die Nacht. Wir beide fürchteten die Dämmerung.”

Sie betrachtete den Winterhimmel, dessen Reflexion in der Oberfläche des Bachs Wellen schlug. Es schneite unaufhörlich und das grelle Weiß zog plätschernd vorüber.

Ein Geruch stieg ihr in die Nase, der seltsam vertraut schien. Sie sah sich um, blickte hinauf zum Tod und stellte fest, dass er ebenfalls unruhig geworden war. Schwefel.

Dann trug die Strömung des Bachlaufs einen erstarrten Körper heran. Das bleiche Gesicht des toten Mädchens blickte gen Himmel, ihre Lippen waren blaugefroren, die Finger waren wie unter Krämpfen gekrümmt. Der zarte Leichnam verhakte sich im Ufergestrüpp, drehte sich um die eigene Achse und trieb weiter. Die Weißdornkrone jedoch, die das Haupt der Toten schmückte, blieb im Schilf hängen.

“Wir sind auf der richtigen Fährte”, bemerkte der Tod.

Emilia ging in die Knie und angelte die Krone aus dem Gestrüpp. Die Dornenspitzen waren mit Blut benetzt und ein blondes Haar hatte sich darin verfangen.

“Vielleicht finden wir ihn, wenn wir dem Bach entgegen der Strömung folgen”, schlug sie vor.

“Warte.” Er hob gebieterisch seinen Arm. “Es ist noch nicht vorüber.”

Der Bach trug einen zweiten Körper heran. Den eines Jungen diesmal, splitternackt, über dessen flache Brust sich rote Striemen zogen. Auch er trug eine Dornenkrone, die ebenfalls im Schilf hängen blieb, als er sich darin verhakte. Und während die Strömung ihn wieder zu sich nahm, folgte ein dritter Körper, dann ein vierter, und als Emilia den Fluss hinabblickte, trieben die unzähligen Toten dicht an dicht wie die aufgereihten Glieder einer Perlenkette. Frauen, Männer und Kinder gleichermaßen, deren trübe Augen leer gen Himmel glotzten, und ein jeder war mit einem Weißdornkranz zum König seines eigenen Unterganges gekrönt.

Obwohl sie unter der Vorstellung all der ausgehauchten Leben erschauerte, kam sie nicht umhin, das Werk Behemoths zu bewundern. Wo das Schilf zu dicht wuchs, begannen sich die Körper zu stauen. Sanft schmiegt sie sich aneinander, sodass es auf den Außenstehenden wie ein Akt inniger Liebe wirken musste. Die blassen Leiber bildeten rasch ein kleines Knäuel, Arme und Beine ragten daraus wie Mahnmale hervor, und das seichte Wogen der Wasseroberfläche ließ die Toten in stiller Einkehr miteinander tanzen.

Hungrige Raben begannen über dem Bach zu kreisen. Sie flogen zaghafte Schleifen und beäugten die Szenerie aus sicherer Entfernung, bis der erste von ihnen hinabstieß. Sein Schnabel pickte in die Haut eines Leichnams, und seine Artgenossen folgten nach. Ein aufgebrachtes Krähen wallte auf, als die Tiere sich um das üppige Festmahl zu streiten begannen, und schon bald färbte sich das Wasser rot vom Blut.

“Das Abendrot der Nymphen”, seufzte der Tod. “Nächte beginnen, wo sich Augenlider schließen.” Emilia blieb still. Sie war gebannt von der grotesken Schönheit der Gewalt. Das Blut, das in Rinnsalen über die Körper floss, zeichnete atemberaubende Gemälde auf menschliche Leinwände, denen kein Pinselstrich dieser Welt jemals hätte ebenbürtig sein können. Voll hingebungsvoller Leidenschaft erzählte das Rot die Geschichte vom Sterben. Hunderte Dornenkronen tanzten auf den Wellen, eine jede stummer Zeuge eines Abgesangs, und über allem lag der betörende Duft von Cadaverin und Schwefel.

Kein Teufel definierte je, wo die Hölle beginnt, hatte Emilia einst in ihr Tagebuch geschrieben, kein Gott definierte je, wo das Verzeihen endet. Vielleicht sind Begierde und Sünde deckungsgleich, vielleicht sind Himmel und Hölle ein und derselbe Ort.

Heute waren diese philosophischen Ausführungen bedeutungslos. Es hatte längst an Brisanz verloren, die Welt auf Schatten und Licht, auf Dunkel und Hell zu reduzieren. Die Nuancen dazwischen waren von Bedeutung, denn der Teufel wohnte im Detail.

“Den übrigen Weg musst du allein gehen”, sagte der Tod. Dabei sah er nicht auf, seine einstige Erhabenheit schien eingeschlafen.

“Warum?”, fragte sie.

Er schritt die Stufen der Brücke hinab. Sein schwarzes Gewand flatterte in den Böen. Dann wandte er sich Emilia zu.

“Der Mond wird dir den Weg weisen”, raunte er so leise, dass sie Mühe hatte, seine Worte zu verstehen. “Die Nacht macht den Blinden zum Sehenden.”

“Ich verstehe nicht”, entgegnete Emilia.

“Du verstehst sehr wohl.” Er trat an sie heran. Der Duft seiner Unendlichkeit strömte in ihre Lunge. Schützend legte er seine Arme um ihren Körper. Der Winter verstummte, aller Schmerz dieser Welt wurde zu einem fernen Pochen. Nichts war noch von Angst, da war nur das Licht.

“Wenn sie blinzelte, ging die Sonne unter“, rezitierte er aus der Geschichte von Charopós und Matelda. Dann küsste er sie auf die Stirn. “Die Nacht macht den Sehenden zum Blinden.

Behemoth

“Der Mond lügt”, wiederholte Valentin heiser. “Doch was, wenn wir nie auf der Suche nach der Wahrheit waren?”

Emilia sah ihm tief in die Augen. Irgendwo hinter den schwarzen Iriden musste er schlummern. Die grelle Laterne über ihnen flackerte unablässig, spuckte abwechselnd Licht und Aureole.

“Wir alle sind auf der Suche.” Sie umschwirrte ihn wie eine Motte das Licht. “Nicht nach dem, was die Nacht uns verspricht, sondern nach dem, was der Tag uns verwehrt.”

Die Tränen des Himmels waren zu Eis erstarrt. Als vereinzelte Schneeflocken fanden sie ihren Weg auf den Bahnsteig. Dunkle Wolken schoben sich vor den Mond, als wollten sie dem Firmament die Sicht verwehren. Nichts von dem, was hier unten geschah, war für die Augen von Engeln bestimmt.

“Willst du mir deinen Namen verraten?”, fragte Valentin.

“Matelda”, antwortete Emilia. “Lass uns ein Stück gehen. Vielleicht können wir uns gegenseitig das Sehen lehren.”

“Nur zu.” Er zuckte mit den Schultern. “Dass ich Valentin heiße, ist dir vermutlich schon bekannt.”

“Nein. Aber es ist auch nicht von Bedeutung.” Sie griff nach seiner Hand, ohne sein Einverständnis abzuwarten, und zog ihn aus dem Licht der Laterne. Seine Finger waren warm und weich, nicht wie die eines Monsters, nicht wie jene Krallen, die Matelda dereinst die Kehle durchtrennt hatten. Sanft. Beinahe zärtlich. Und die Bedingungslosigkeit, mit der er ihr folgte, schien seltsam aufrichtig.

“Erzähl mir von der Liebe”, bat sie, während sie sich vom Bahnhof entfernten. Der Weg führte vorbei an unbeleuchteten Häusern, kahlen Bäumen und toten Gärten. Ihre Schritte auf dem Fußweg waren klanglos.

“Sie entglitt mir, bevor ich sie verstehen konnte”, antwortete er ausweichend. “Alles, was ich darüber zu sagen wüsste, haben Lyriker schon tausendfach poetischer formuliert.”

“Glaubst du das wirklich? Denkst du, dass Liebe etwas ist, das der Poesie bedarf, um Ausdruck zu finden?”

“Ich denke, dass die Worte, die *ich ihr* beimaß, die falschen waren. Sie zu wiederholen unterbräche ihr Sterben.”

“Ich denke nicht, dass du die Liebe missverstanden hast.” Sie hob beschwörend die Stimme. “Ich denke, die Liebe hat dich missverstanden.”

“Gewiss nicht.” Er lachte bitter. “Ich wusste immer, dass ich mich auf ein Spiel mit dem Teufel einließ. Was ich berührte, war zum Brennen verdammt, und ich habe mit der Zeit gelernt, die Flammen zu begehren. Schmerz ist nur bedrohlich, solange du ihn fürchtest, verstehst du? Ich machte ihn zu meiner Heimat, ich lebte in ihm. Und als er eines Tages ging, zerriss es alles in mir.”

“Das heißt ...”, setzte sie an, doch er winkte ab.

“Ohne Schmerz bin ich nichts. Das ist alles, was ich über die Liebe weiß.”

Emilia nickte. Sie begriff.

Der Asphalt unter meinen nackten Füßen war rau und kalt. In meiner Erinnerung wohnten noch die fragmentierten Bilder der vergangenen Stunden. Alles schien glasklar, doch im gleichen Moment suchte ich verzweifelt jegliches Verständnis. Die Welt um mich herum flimmerte. *“Woran erkennt der Mensch, dass er lebt?”*, hatte ich einst gefragt. Die Antwort kannte ich bis heute nicht, denn in all meinen Jahren hatte man mich bloß gelehrt, wie sich der Tod feststellen ließ. Manchmal, wenn die Sonne den Horizont küsste, wollte ich weinen ob ihrer Schönheit. Doch meine Tränen waren wie Säure, sie zerfraßen die Hände derer, die mich trösten wollten. So lächelte ich still.

Heute waren meine Schritte schwer. Die Last der unzähligen Jahrtausende zerrte an mir, jede zurückgehaltene Träne in mir bildete ein eigenes Meer. Meine Seele ertrank, reckte sterbend ihre Hand gen Himmel, doch da war niemand, der sie griff.

Ich erreichte die dunkle Unterführung. Der Wind klang hier unten hohler, klagender. Als wollte er mir ein Geheimnis erzählen, das außer uns beiden niemand kannte. Doch ich schüttelte den Kopf. Es gab längst keine Geheimnisse mehr. Jedes Wort dieser Welt war gesprochen, jede Sünde verraten. Wir hatten uns auserzählt. Was wir heute als große Kunst zu verkaufen versuchten, war bloß hilfloses Rezitieren. Das Alphabet wurde nicht schöner, bloß weil sich ein Mensch *Lyriker* nannte und die Buchstaben neu anordnete.

Meinem Herabsteigen wohnte nichts Göttliches inne, nicht einmal etwas Erhabenes. In meinen Schritten lag Sterblichkeit. Vielleicht war die einzige Sünde, die ich jemals begangen hatte, die eigene Fehlbarkeit zu fürchten.

Die Blicke des Obdachlosen am Boden folgten mir neugierig. Hinter seinen milchigen, trüben Augen wohnte ein wacher Geist. Doch er konnte nicht wissen, dass die goldenen Schwingen, die aus meinen Schulterblättern wuchsen, keine Halluzinationen seines Drogenrauschs, sondern Realität waren. Dennoch öffneten sich seine Lippen zu einem lautlosen Flüstern. Unglauben rann über sein Kinn und tropfte auf die Straße. Ich bedeutete ihm mit einem Kopfschütteln, still zu sein. “Behemoth ist zurück”, krächte er trocken und seine fauligen Zähne zerfielen zu Staub. Ich hielt inne. Mein Atem ging schwer, Schwefel füllte meine Lunge. Das Meer in meinem Inneren wogte. Aus den Tiefen stieg ein Ungetüm.

Ich trat an ihn heran und ging in die Knie. Seine Lippen bebten, doch er widerstand meinem Blick. Dunkle Schatten unter seinen Augen zeugten von den verpassten Träumen, mit deren Auswuchs er mich verwechselte.

“Behemoth ist zurück”, bestätigte ich. Als ich meine Hand auf seine Wange legte, zuckte er zusammen. Seine Lippen färbten sich blau, Blut tropfte aus seiner Nase. Ich drückte seinen Kopf in

den Nacken. Im Schlucken hüpfte sein Kehlkopf auf und nieder. Die dünne Haut, die sich darum spannte, war blass und rissig. Er stammelte unverständliche Sätze.

Die Dornenkrone platzierte ich sorgsam auf seinem Haupt, bevor ich ihm die Kehle durchbiss.

“Was hast du empfunden, als er starb?”, fragte Emilia.

Valentin wiegte nachdenklich den Kopf. “Bewunderung. Dem Sterben wohnt jene Endgültigkeit inne, nach der ich mich schon immer sehnte.”

Er sprach aus, was sie seit Anbeginn ihres Denkens ahnte. In seiner Grausamkeit wohnte einzig die Liebe. Bisse und Küsse waren deckungsgleich, bloß die Rolle der Zunge eine andere. Das zu begreifen hatte sie immer gefürchtet, und doch fand sie in dieser Gewissheit Heimat.

Ein weißer Hirsch trat vor ihnen auf die Straße. Im Mondlicht schillerte sein Fell wie die Robe eines Gottes. Aus roten Augen musterte er die beiden nächtlichen Gäste, stieß sein Geweih fordernd gen Himmel und verschwand mit großen Sprüngen im angrenzenden Wald.

“Das Geweih des Hirschs bildet sich Jahr für Jahr neu”, erklärte Valentin mit solcher Selbstverständlichkeit, als hätte Emilia ihn soeben danach gefragt. “Das Wachstum verlangt ihm so viel Kraft ab, dass sein Skelett währenddessen porös wird. Zugunsten des Anscheins von Stärke bietet er seinen Körper der Schwäche dar.”

“Eine allzu menschliche Eigenschaft”, entgegnete sie.

Sie suchten die Stelle, an der das Tier in den Wald getreten war und folgten ihm nach. Unter dem dichten Mantel aus Kiefernadeln klang das Wehklagen der Nacht bloß noch wie ein fernes Wimmern. Je tiefer sie in den Wald eindrangten, desto leiser wurde es, und als sich vor ihnen schließlich eine Lichtung auftat, verstummte es vollends.

Ein Teich lag vor ihnen. Der Teich, den Emilia aus ihrem Traum kannte. Schwarz warf er kleine Wellen, schluckte den Schnee und schwieg, wie er es seit Äonen tat.

“Wir sind am Ende unserer Reise angekommen”, flüsterte Valentin ergriffen. “Eunoë mündet hier. Jede Sünde, die je begangen wurde, erfährt in diesem Teich Vergebung.”

“Welcher Sünde haben wir uns schuldig gemacht?”, fragte Emilia.

“Der Liebe.”

Er küsste sie auf die Wange, wandte sich herum und entledigte sich seiner Kleider. Nackt und blass trat er ans Ufer. Schräg über seine Schulterblätter verlaufend zeichneten sich allzu deutlich die beiden blutigen Wunden ab, aus denen die goldenen Schwinge wuchsen, wenn Behemoth erwachte. Rinnsale aus kaltem Rot verliefen bis zu seinem Steiß, wo sie versiegt.

Er stieg zögernden Schrittes in den Teich. Die Wellen umspielten seine Waden, seine Schenkel. Als das Wasser ihm bis zur Hüfte reichte, drehte er sich herum. Eine Krone aus Dornen wuchs aus seinem Schädel, während er rückwärts trieb. Er trug das Lächeln eines Todgeweihten, bevor er im

Schwarz versank.

Am gegenüberliegenden Ufer erspähte Emilia die beiden Gestalten. Ein Mädchen und einen Schatten, dicht an dicht, so blind und unwissend.

Sie eilte an der Böschung entlang. Ein leises Plätschern weckte ihre Aufmerksamkeit, und dann sah sie die unzähligen Toten, die Eunoë in den Tümpel spülte. Ein Knäuel aus Körpern, manche blass und manche rot vom Blut, einige mit weit aufgerissenen Augen und andere mit leeren Höhlen, aus denen die Raben jede Wärme gepickt hatten.

Sie hielt nicht inne, sondern lief weiter, immer weiter. Bald führte der Pfad fort vom Bach, fort vom Plätschern und tiefer hinein in das Dickicht. Erst als die völlige Dunkelheit sie umhüllte, blieb sie mit pochendem Herzen stehen.

Ein Tosen durchdrang die Nacht. Dann rissen die Wolken auf. Der Mond stürzte gen Erde und tauchte sie in grelles Licht.

Das Gebüsch teilte sich und Valentin trat daraus hervor. Seine Krallen blitzten im Mondlicht mit den goldenen Schwingen um die Wette.

„Ich bin unsterblich verliebt“, hauchte er, und im nächsten Moment zerbiss er Emilia die Kehle. Gurgelnd warf sie ihren Schädel herum und die längste Spitze ihres Geweihs durchbohrte Valentins Hirn. So starben beide an Ort und Stelle, beinahe friedlich nebeneinander, nur das zertrampelte Astwerk und das Blut, das aus ihren Wunden strömte, zeugte von dem Gräuel, das sich zugetragen hatte.

Es sollte nicht lange dauern, da trat der Tod aus dem Schatten, musterte den Ort des Geschehens und ging in die Knie.

„Unsterblich?“, fragte er. „Wie kannst du von Liebe und ewigem Leben im selben Atemzug sprechen? Liebe erwächst aus der Gewissheit, etwas nicht für immer haben zu können.“

Seine Knochenfinger waren ruhig, als er die Dornenkrone auf Emilias Haupt setzte.

E N D E

Luna Mentitur 3

Angelus 11

Dante 19

Katharsis 26

Behemoth 32